

*Gott hat den Menschen zur Unvergänglichkeit geschaffen und ihn zum Bild seines eigenen Wesens gemacht.*

## Weis 2,23

Das Buch der Weisheit, das nicht zum hebräischen Kanon gehört, ist wohl erst kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung geschrieben worden. Sein Verfasser war offenbar ein Jude, aber einer, der sehr stark vom Hellenismus beeinflusst war, weshalb auch der ganze Text auf Griechisch abgefasst wurde. Aber hier äußert er zutiefst jüdische, keine griechischen Gedanken. Paulus gerät noch hundert Jahre später in die Rolle des lächerlichen Hampelmanns, als er in Athen über die Auferstehung der Toten redet. Unser Autor benennt das ewige Leben und die Gottebenbildlichkeit, ja Göttlichkeit des Menschen ausdrücklich als Antwort an „die Frevler“. Das sind diejenigen, die der griechischen Philosophie folgen, der gemäß „unser Leben kurz und traurig“ (2,1) ist: „Durch Zufall sind wir geworden und danach werden wir sein, als wären wir nie gewesen.“ (2,2) Also „lasst uns die Güter des Lebens genießen und die Schöpfung auskosten“ (2,6) und „unsere Stärke soll bestimmen, was Gerechtigkeit ist, denn das Schwache erweist sich als unnützlich“ (2,11).

Demgegenüber betont unser Autor, dass der Tod kein Ende und keine Strafe ist, sondern „Frieden“ (3,3) und „Hoffnung voll Unsterblichkeit“. Das Unrecht der Welt wird nicht vergessen. Er weiß, dass es geschieht, der „Gerechte, der in Armut lebt“ (2,10) wird unterdrückt und verfolgt, das kann Gott nicht ändern. Der Tod ist in der Welt, auch wenn Gott ihn nicht gemacht hat (1,13), sondern „der Neid des Teufels“ (2,24). Aber das ist nicht das letzte Wort. Der Text entwickelt im Anschluss daran eine Theologie von Belohnung und Strafe und steht damit deutlich in der Tradition des ersten Testaments. Die Taten spiegeln das Geschick, nein umgekehrt, sie bestimmen es und das Geschick spiegelt die Taten, wenn auch, das räumt der Autor in den Kapiteln 3 und 4 ein, erst spät und oft erst nach dem Tod. Das verbindet er dann schon mit dem „Tag des Gerichts“ (3,17), wo die Frevler keine Hoffnung mehr haben. Diese sehr direkte Gerechtigkeitsvorstellung überwindet erst Paulus, der ja aus dem gleichen Milieu stammt, als Pharisäer und römischer Bürger von Geburt an. Erst bei ihm wird die Konsequenz aus unserem Gedanken gezogen, aber der Gedanke selbst ist keineswegs paulinisch oder gar christlich, sondern hundert Jahre früher ausdrücklich und eindrücklich formulierter Teil jüdischer Weisheit: Der Mensch ist unvergänglich und Bild von Gottes Wesen. Gott ist so, wie der Mensch wäre, wenn er keine Fehler machen würde. Diesen Gedanken kann man in einer Schuld-Sühne-Theologie nicht zu Ende denken und unser Autor scheitert im Fortgang des Textes auch genau daran. Aber das fällt erst hinterher auf. Wenn man die Auflösung kennt, die darin liegt, dass die Fehler, die „Sünde“, wie Paulus das nennt, eben Teil des Menschseins sind, dass eben das der Unterschied zwischen dem Menschen und Gott ist, dass Menschen nicht perfekt sind, sondern Fehler haben und Fehler machen und deshalb niemals für sich beanspruchen können, vollkommen, gut und gerecht zu sein. Jeder ist auf Nachsicht, Hilfe, Verzeihung angewiesen. Diese Auflösung kennt der Weisheitsautor noch nicht. Aber er weiß schon, dass „der Mensch zur Unvergänglichkeit erschaffen“ ist. Und er meint ganz eindeutig nicht die Gattung, sondern die Einzelnen. Da ist der Universalismus schon da und im „Bild seines eigenen Wesens“ wird er auch ausdrücklich ausgesprochen. Wie gesagt, Paulus muss hier nichts mehr erfinden, die Gedanken sind alle da, er muss sie nur noch zu Ende denken. Jesus wird wohl jemand gewesen sein, der (wie wahrscheinlich andere auch) einiges dazu beigetragen hat, dass sich diese Ideen radikalisierten und ihrer eigenen Konsequenzen bewusst wurden. Hier wird also wieder einmal auf großartige Weise sichtbar, wie das Christentum überhaupt nur als spezifischer Zweig originär jüdischer Weisheit verstanden werden kann. Und diese Weisheit entsteht, so legt unser Text nahe, oder reift zumindest deutlich, soweit sie schon ältere Wurzeln hat, im Sich-Einlassen auf den und gleichzeitig der Auseinandersetzung mit dem Hellenismus. Das Judentum dieser Zeit ist äußerst dynamisch, weltoffen, modern und bewahrt genau darin seine Tradition und Identität. Es ist durchaus tragisch, dass diese so progressiven, emanzipatorischen Einsichten unseres Autors zwar vom jungen Christentum radikalisiert und universalisiert wurden, dann aber vom Späthellenismus wieder eingefangen und unter gnostischem Einfluss erneut in eine Schuld-und-Sühne-Formel gepackt

wurden, die alles in den Schatten stellt, was einmal jüdische Praxis war. So gesehen ist das biblische Judentum ein Entwicklungsprozess hin zu immer mehr Emanzipation, sozialer Gerechtigkeit und Universalität eben dessen, den das Christentum vollendet, um ihn dann in einen rückschrittlichen Prozess zu verwandeln, der all das wieder zerstört, was über Jahrhunderte gewachsen war. Aber dafür kann unser Autor nichts. Der formuliert einfach wunderbar die Botschaft, die Jesus drei Generationen später darlegt: Gott ist in dir und bleibt da für immer und ewig.